

An den Jungen gefällt uns besonders, was die Alten sowieso haben

Jugendlichkeit ist nicht alles. Es ist Zeit für einen neuen Generationenvertrag. Von Simon M. Ingold



Rentner, wie sie dem Klischee entsprechen: mit anspruchsloser Unterhaltung beschäftigt (Schwimmbad in London, März 2021).

LEON NEAL / GETTY

Je älter die Gesellschaft wird, desto mehr verherrlichen wir die Jugend. Egal auf welchem Gebiet, Jungsein gilt als Qualitätsmerkmal und Leistungsausweis. Wir sind entzückt von ernst dreinblickenden Wunderkindern am Klavier oder am Schachbrett. Wir sind voller Bewunderung für den 27-jährigen Parlamentarier, den 33-jährigen Kanzler und die 40-jährige Ministerpräsidentin. Wir hören gebannt zu, wenn androgyne Teenies, wie jene der K-Pop Gruppe BTS, von Lebenskrisen und Herzschmerz singen, als hätten sie zwanzig Jahre lang Psychoanalyse praktiziert.

In der Wirtschaft ist Jugendlichkeit ohnehin das höchste der Gefühle: der jüngste Gründer, der jüngste CEO, die jüngste Selfmade-Milliardärin. Sie machen Schlagzeilen in Hochfrequenz und zieren die Covers der Business-Presse genauso oft wie jene von Promi-Portalen. Das Wirtschaftsmagazin Forbes erstellt jährlich eine Rangliste der herausragenden «30 Under 30» in zwanzig verschiedenen Kategorien.

Bauchige Vase mit Wackelfuss

Frühreife Menschen und ihr energiegeladenes, unbeflecktes Wesen beflügeln die Phantasie von einer besseren Welt, einer Welt voller Tatendrang und unkonventionellen Ideen. In Wirklichkeit ist es aber gerade nicht die Jugendlichkeit an sich, die fasziniert. Es ist vielmehr die jugendliche Verkörperung von Alterstugenden: Weisheit, Erfahrung, Abgeklärtheit. Obwohl immer von Greta Thunbergs Jahrgang die Rede ist, wird sie faktisch für ihre Greisenhaftigkeit gelobt.

Der Jugendkult erweist sich damit als verquere Projektion: Junge Menschen werden ernst genommen, wenn sie die löblichen Eigenschaften des Alters vorweisen können. Alte hingegen, wenn sie aussehen wie Mitte vierzig. «Der seltsame Fall des Benjamin Button», der als gebrechlicher Mann auf die Welt kommt und als Kind stirbt, ist die perfekte Metapher für diese kuriose und irrationale Haltung gegenüber dem Alter.

Dabei lässt die demografische Entwicklung keinen Zweifel daran, dass die Zukunft den Alten gehört, ja gehören muss. Denn von einer Bevölkerungspyramide, die von einem soliden Fundament junger Menschen getragen wird, kann in der westlichen Welt heute keine Rede mehr sein. Wir haben es stattdessen mit einer bauchigen Vase zu tun, die auf einem immer wackeligeren Fuss steht.

Die Statistiken sprechen eine klare Sprache: 1960 machten die Neugeborenen prozentual den höchsten Anteil der Bevölkerungen der Schweiz und der USA aus. Im Jahr 2000 war es in der Schweiz und in Deutschland die Altersgruppe der 36-Jährigen. 2019 übernahmen in allen drei Ländern die 55-Jährigen die Spitzenposition. Aufgrund der tiefen Reproduktionsraten in Europa, Japan und den USA wird sich dieser Trend fortsetzen.

Zahlenmässige Überlegenheit sollte mit Verantwortung einhergehen. Die Erwartung, dass sich die Jungen der Lösung existenzieller Herausforderungen annehmen, wie unentwegt suggeriert wird, widerspricht nicht nur jeder Logik von Fairness, sondern ist auch inhaltlich fehlgeleitet. Talent und Problemlösungskompetenz sind nämlich kein Privileg der Jugend, sondern grundsätzlich gleich verteilt. Die Alten müssen deshalb viel stärker in die Pflicht genommen werden. Nicht nur, um den Anliegen einer überalterten Gesellschaft gerecht zu werden, sondern eben weil sie die notwendigen Fähigkeiten haben, sich produktiv zu engagieren. In vielen Belangen sind sie alleine wegen ihrer Erfahrung besser qualifiziert als Vertreter der Millennials und der Generation Z.

Keine Kompromisse mehr!

Angesichts dieser Faktenlage ist der gegenwärtige Umgang mit alten Menschen völlig fehlgeleitet. Sie werden entweder verhätschelt, belächelt oder als politischer Spielball missbraucht. In den seltensten Fällen erhalten sie die Chance, sich an ihren wirklichen Stärken

Junge Menschen werden ernst genommen, wenn sie die löblichen Eigenschaften des Alters vorweisen können.

messen zu lassen. Die Vorurteile sind so zahlreich wie abgedroschen.

Alte gelten zum Beispiel als verstockt und konservativ. Bezeichnend dafür ist der höhnische Ausdruck «O.k., Boomer», der sich jüngst im Sprachgebrauch etabliert hat. Dabei sind es die Millennials, die erwiesenermassen Wert auf Stabilität und Konventionen legen, während sich die Gen Z risikoavers und extrem konfliktscheu verhält. Alte sind im Vergleich geradezu radikal. Noam Chomsky, intellektueller Alleskönner von Weltrang, provoziert als 92-Jähriger mit seinen politischen Statements und originellen Thesen mehr denn je. John Bogle, ein Pionier der Finanzwelt, setzte sich bis zu seinem Tod mit 89 unermüdlich für die Sache der von ihm erfundenen Index-Fonds ein, trotz anfänglicher Kritik und lukrativen Alternativen.

Gemeinsam ist den Geronto-Intellektuellen und ihren Pendanten unter den Machern ihre Risikobereitschaft. Diese kann nur aufbringen, wer sich nicht vor den Konsequenzen des eigenen Denkens und Handelns fürchtet. Das Alter erweist sich hier als effektiver Schutz gegen Selbstzensur und faule Kompromisse.

Schützenswerte Kuriosität

Alte gelten auch als Schmarotzer, die sich in Rentnerparadiesen wie Mallorca, Florida oder dem Tessin breitmachen und mit ihrer miefigen Behäbigkeit eine öde Stimmung verbreiten. Man beschimpft sie als unproduktive Mitglieder der Gesellschaft, die sich mit anspruchsloser Unterhaltung zudröhnen und auf den Tod warten. Im besten Fall nimmt man alte Menschen als schützenswerte Kuriosität wahr, als Überlebenskünstler in einem Wettlauf gegen den unaufhaltsamen Zerfall.

Kurzum: Alte werden nicht für das ernst genommen, was sie wirklich zu bieten haben, sondern für ihre Fähigkeit, dem Sterben so lange wie möglich die Stirn zu bieten. Die Bewunderung war gross, als sich Sophia Loren mit 72 Jahren freizügig im Pirelli-Kalender ablich-

ten liess und der 99-jährige Hauptmann Sir Tom Moore in seinem Garten kilometerweise Runden drehte, um Geld für wohltätige Zwecke zu sammeln. Revivals sind derart beliebt, dass auch längst abgeschriebene Stars aus der Versenkung geholt werden, um das Bedürfnis des Publikums nach scheinbar unmöglichen Altersleistungen, Nührung und Nostalgie zu befriedigen.

Das mag der Grund für den primitiven Überbietungswettbewerb sein, den sich zahlreiche Länder zu Beginn ihrer Covid-19-Impfkampagnen lieferten, bei dem es allein darum ging, einer möglichst alten Patientin die erste Spritze zu verabreichen. Medizinisch betrachtet ergibt dieser Schritt wenig Sinn, PR-technisch hingegen schon. Wer Alte schützt, erhält Zustimmung und Sympathie, allein weil Alte als schutzwürdig gelten.

Was, wenn wir 150 werden?

Mit Joe Biden haben die Amerikaner den ältesten Präsidenten ihrer Geschichte gewählt. Dabei stand mit Pete Buttigieg ein Kandidat zur Verfügung, der der jüngste Präsident hätte werden können. Angesichts der Bevölkerungsentwicklung in Industrienationen ist die Wahl eines Alten aber nur folgerichtig – trotz dem Spott, den Biden regelmässig über sich ergehen lassen muss. Politische Repräsentation muss die generationelle Verteilung innerhalb der Gesellschaft berücksichtigen und auch an der Spitze stattfinden.

Es gibt viel zu viele Rentner, die arbeiten wollen, aber nicht dürfen. Man kann den Alten nicht Passivität vorwerfen, wenn sie aktiv daran gehindert werden, produktiven Tätigkeiten nachzugehen. Engagement ist nur zu erwarten, wenn die Rahmenbedingungen es zulassen. Das verlangt nach nicht weniger als einem neuen Generationenvertrag. Der Aufwand, der von staatlicher und privater Seite in die Förderung und die Bildung von jungen Menschen fliesst, ist immens. Dass das Potenzial der Alten demgegenüber weitgehend brachliegt, ist ein fahrlässiges Versäumnis.

Das ökonomische Argument, die verbleibende Lebenserwartung alter Menschen rechtfertige keine Investitionen in Umschulung und Weiterbildung, greift nicht mehr. Denn das Lebensjahr eines Siebzigjährigen ist heute wesentlich mehr wert, als das noch vor einigen Jahren der Fall war. Die Glücksforschung bestätigt dies: Die subjektiv empfundene Zufriedenheit alter Menschen ist nicht tiefer als jene von jungen.

Somit sind zwei Dinge zu tun: Die Altersdiskriminierung, die im Getöse der allgegenwärtigen Identitätspolitik als Fussnote behandelt wird, muss aufgehört. Gleichzeitig ist die Produktivität der Alten mit gezielten Massnahmen zu erhöhen. Das entlastet nicht nur die Vorsorgesysteme, sondern stärkt insgesamt den gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Wenn es nach Langlebigkeitsforschern wie David Sinclair oder Aubrey de Grey geht, werden sich unsere Lebensperspektiven radikal ändern. Sie arbeiten an Verfahren, die die biologische Uhr zurückdrehen und eine durchschnittliche Lebenserwartung von 150 Jahren und mehr ermöglichen sollen. Lösen sie ihre Versprechen ein, werden «alt» und «jung» zu obsoleten Begriffen. Das Einzige, was uns dann noch voneinander unterscheidet, ist die Erfahrung. Vielleicht werden die Alten erst wirklich ernst genommen, wenn sie nicht mehr alt sind. Darauf sollten wir aber nicht warten. Die Zeit ist gekommen, uns einzusetzen, dass wir unsere Hoffnungen mehr in die Alten und etwas weniger in die Jungen setzen müssen.

Simon M. Ingold ist Senior Manager bei einem Schweizer Unternehmen und Vorstandsmitglied der Yale-Alumni-Vereinigung.